



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Erzählungen : zweite Reihe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

allgemeinern, sehen, was sie sehen wollen und führen auf schwankender Grundlage phantastische Systeme auf. Solche Gebilde zu zerstören, ist Recht und Pflicht der Fachmänner, nur dürfen sie nicht das Richtige, von dem die Schwärmer ausgingen, mit ausrotten wollen. Auch Schliemann trägt Scheuklappen, ohne die er niemals so Großes zuwege gebracht hätte; er hat wiederholt gefunden, was er finden wollte, und hat sich von mancher vorgefaßten Meinung lossagen müssen. Nun weigere man seinen Gegnern nicht das Recht zu forschen, zu kritisieren, zu irren und sich berichtigen zu lassen; auch ihnen ist es nicht minder um die Sache zu thun.



Neue Erzählungen

Zweite Reihe



uch ein neuer Band der gesammelten Werke von Maximilian Schmidt: Der Leonhardsrift, Lebensbild aus dem bairischen Hochlande zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870—1871 (Leipzig, Liebeskind, 1889) ist in diesem Jahre erschienen, und zwar ein besseres Buch als die ihm unmittelbar vorhergegangnen Bücher Schmidts. Nicht deswegen, weil Schmidt eine neue Entwicklung genommen hätte, er ist derselbe geblieben, und auch dieses neue „Lebensbild“ ist mit den alten Farben und mit den alten Motiven geschaffen. Aber die Komposition der Erzählung ist schöner, sorgfältiger als im „Liferl“ oder im „Musikanten,“ und die wenig geschmackvollen Exkurse in die altbekannte Orts- und Sittengeschichte Oberbaierns sind vermieden, die vaterländischen Erinnerungen nur hie und da eingestreut worden.

Schmidt ist kein Dichter vom Schlage der Gotthelf, Neuter oder Anzengruber: die urwüchsigste Kraft dieser schöpferischen Dichter fehlt ihm, und sein Humor — ohne den der Dorfgeschichtenschreiber gar nicht bestehen kann — ist auf kleine Schwänke bäuerischen Stiles oder auf einen scherzhaften Dialog beschränkt. Schmidt ist sentimental, er glaubt seinen Bauern schmeicheln zu müssen, sie erscheinen bei ihm im farbenprächtigen Sonntagsgewand, und dieses ist meist echter als ihre veredelte Seele. Es will uns z. B. gar nicht bäuerisch erscheinen, wenn eine Bauerndirne litterarische Kenntnisse aufweist, wie die Mirdei in diesem „Leonhardsrift,“ die ihren starrköpfigen Vater durch den

Vortrag eines Gedichtes „umkriegen“ will. An Stellen, die ein ganz städtisches Empfinden verraten und doch bäuerlicher Ausdruck sein sollen, wie z. B. das weltfchmerzliche Denken Lindls — einer Figur, die den Wurzelsepps, Steinklopferhanns und ähnlichen „Einsams“ von Anzengruber nachempfunden ist —, fehlt es auch nicht. Aus der ganzen Tonart dieser neuen Erzählung von Maximilian Schmidt ist aber zweierlei herauszuhören: erstens daß der Dichter den bekannnten Gegensatz zwischen Baiern und Preußen in lobenswerter nationaler Gesinnung teils tadeln, teils verwischen will, und er thut das sehr taktvoll, sehr geschickt, mit vorzüglicher Kenntnis eines naiven Publikums, das er sich schließlich wohl als Leser seiner Erzählung denken mag. Es wäre in der That zu wünschen, daß seine Schriften Lesestoff desselben Volkes werden, das er schildert. Das zweite erkennbare Streben des Dichters dürfte von weniger idealen Motiven geleitet sein, es ist in der lauwarmen Gesinnung unsrer Familienjournale zu suchen, die sich immer mehr einzubürgern scheint. Nur keine Tragik! ist ihre Losung, nur keine Manneskost, nur nichts, was die Gemüter kräftig ergreifen kann. Unsrer Abonnentinnen wollen sich unterhalten, aber nicht erschüttern lassen. Diese Gesinnung ist als Rückschlag gegen die Roheiten der Naturalisten wohl zu erklären, aber nicht zu loben, weil sie die Erzähler zur charakterlosen Kunst drängt, zur sentimentalischen Schonung philisterhafter Ruhe, weibischer Nervenschwäche. In Frankreich vertritt Georges Ohnet zuweilen diesen Familienblattstandpunkt; er will aber, wie es scheint, auch bei uns Schule machen. Schmidt hat seine Erzählung vermutlich ernster führen wollen, als sie jetzt sich darstellt; an einzelnen Stellen merkt man geradezu das Abschwenken von dem tragischen Wege. Schließlich löst er aber alles in allgemeinem Wohlgefallen auf. Drei Hochzeitspaare stehen am Ende freudenstrahlend vor uns. Alles trieft von Edelmut und Herzensgüte. Wir gestehen aber gern zu, daß Schmidts bäuerliches Publikum seine Freude an dieser Herrlichkeit haben wird.

Den guten Titel „Leonhardsritt“ hat die Erzählung von einer Szene, die den geringsten Teil von ihr einnimmt. In der Gegend um den Schliersee herum wird der heilige Leonhard als Schutzpatron des Viehs, zumal der Pferde, die dort fleißig gezüchtet werden, hoch verehrt. Jährlich am 6. November wallfahrten die Bauern auf ihren schönsten Pferden zu seinem Kirchlein, so zahlreich, daß sich selbst ein großer Jahrmarkt für die zwölf Stunden entwickeln kann. Die Kapelle ist von eisernen Ketten, die für jedes gerettete Kopf gespendet wurden, ganz umklammert. Es geht nun die Sage, daß sich an diesem fröhlichen Orte ein liebestoller Bursch von Pferden habe zerreißen lassen, als gerade seine treulose Geliebte sich in der Kapelle mit einem andern habe trauen lassen wollen. Daher die Erinnerung an den „Leonhardsritt.“ Schmidts „Wurzelsepp“, der Lindl Nürnberger, droht der von ihm geliebten Lisei, es jenem Tollkopf nachzumachen, wenn sie nicht die Seinige werden will. Lisei

trauert um ihren in Frankreich gefallnen Franzl, aber um Lindls greuliche Drohung zu verhüten, erklärt sie sich dem Lindl und wird sein Weib. Dhnehin ist ja das Trauerjahr schon um.

Aber diese Geschichte ist nur eine Nebenhandlung im „Leonhardsritt.“ In der Mitte steht die wohlbekannte Figur des starkköpfigen Hofbauern, der die Verbindung seiner Kinder mit Armern nicht gestatten will. Immer dieselbe Leier! Diesmal aber spielt sie eine anmutige und heitere Tonart. Mitten in der Liebelei zwischen Mirdei und Lenzl (dem armen Senn, der als Waise bei dem reichen Vater Mirdeis, dem Leitacher, auferzogen worden ist) bricht der Krieg mit Frankreich aus. Lenzl ist Peterls, des Hofbauern einzigen Sohnes, Stellvertreter beim Militär und muß in den Krieg. Da der Leitacher in patriotischer Begeisterung erklärt hat, das eiserne Kreuz sei mehr wert als ein Sack voll Edelgestein, so muß sich Lenzl ein solches verdienen, um die Mirdei trotz der Semmerarmut zu „kriegen.“ Obgleich er nun bloß ein „Sanitäter“ ist, gelingt ihm doch eine brave That, er rettet mit jenem Wildling Lindl einem preussischen Husarenrittmeister das Leben, gerade als ihn französische Hyänen ins Feuer werfen wollen. Der Erzähler versteht es vortrefflich, dieses Motiv auszubeuten, durch Verzögerung der Handlung den Leser zu spannen. Lenzl wird nicht gleich belohnt, sondern der geheilte preussische Rittmeister muß nach dem Kriege sich gedrängt fühlen, seine bairischen Lebensretter in ihrer Heimat aufzusuchen. Da wird nun Gelegenheit geboten, zu sehen, wie „gemütlich“ doch so ein scheel angesehener Preuße sein kann, und schließlich verschafft der Rittmeister, eingeweiht in alle Herzensgeheimnisse, dem Lenzl das eiserne Kreuz als nachträgliche Belohnung jener tapfern That. Dem Leitacher wird hierauf auf einem Schubkarren ein schwerer Sack ins Zimmer geschoben: jener Sack voll Edelgestein, den Lenzl bringen muß, um die Mirdei zu bekommen. Aus dem Sack steigt aber der Bursch mit dem eisernen Kreuz auf der Brust heraus, und der harte Vater muß nun seiner Tochter den Willen thun. Es wird aber schon dafür gesorgt, daß er anderweitig eine Freude erlebt. Der Peterl (die humoristische Figur der Erzählung) heiratet schließlich doch jene Urfschi, die ihm der Vater bestimmt hat, und so kann sich sein Ideal verwirklichen: zwei große aneinander grenzende Bauernhöfe vereinigen sich zu einem Besitztum.

Berücksichtigt man die gesunde nationale Tendenz und ihren kunstvoll verhüllten Ausdruck, so kann man die muntere Erzählung Schmidts nur loben. Sie dürfte zu dem besten zu zählen sein, was er überhaupt geschrieben hat.

Adam Müller-Guttenbrunn, der sich durch zwei glückliche Flug-schriften („Die Lektüre des Volkes“ und „Wien war eine Theaterstadt“), sowie als freimütiger Kritiker einen guten Namen gemacht, ist nun auch unter die Novellisten gegangen, mehr nach der Mode, als dem innern Drange folgend. Denn sein ursprünglicher Trieb war auf das Theater gerichtet, die Laufbahn des dramatischen Dichters war sein Jugendtraum, der am meisten von Laube

genährt wurde. Aber die Bühne hat ihm keine Lorbeern geschenkt. Vor mehreren Jahren schon fühlte sich Müller gezwungen, ein nicht angenommenes Schauspiel, welches die Ehefrage behandelte, „Frau Dornröschen,“ als Roman zu veröffentlichen, und mancher dramatische Stoff ist auch in seinem Novellenbuch: *Gescheiterte Liebe* (Leipzig, Friedrich) erkennbar. Die Motive Müllers haben eine merkwürdige Familienähnlichkeit unter einander. Frau Dornröschen ist ein Weib zwischen zwei Männern, von denen der eine ein nüchterner Geschäftsmann, ein „Philister,“ der andre ein künstlerisch begabter Weltmann ist. In der ersten Novelle „Das Kind seiner Frau“ steht wieder ein Weib zwischen zwei Männern; diesmal sind es Brüder, die sich um das Weib streiten. „Die Frau Hofrätin“ ist ein Weib zwischen zwei Männern; „Kieselchen Wundt“ bringt dieselbe Geschichte. „Gräfin Judith“ stellt zur Abwechslung einen Mann zwischen zwei ihn liebende Frauen; „Das Christkind“ variiert dieselbe Geschichte. Nur „Mutter und Sohn“ bringt das Thema „Der Väter Sünde, der Kinder Fluch“ in einer neuen Wendung, aber auch nicht ohne das Lieblingsmotiv des Mannes zwischen zwei Frauen zu wiederholen, und „Ein Seemärchen“ bringt eine andre hübsche, wenn auch nicht allzu phantastische Liebesgeschichte, wie sie wohl mancher junge Mann sich träumen mag. Man kann also nicht behaupten, daß Müllers Phantasie sehr erfinderisch wäre. Man kann aber auch die Form dieser Erzählungen nicht loben (obwohl ein Kritiker sich zu dem Lobe verstiegen hat, daß sie im Stile Heinrichs von Kleist geschrieben wären!). Müller erzählt nüchtern, ohne Bildlichkeit, ohne die Kraft anschaulicher Charakteristik, er stellt meistens nicht dar, er referirt nur. In „Frau Dornröschen“ hat er dargestellt, aber es ist ein unerquickliches Mittel Ding von epischer und dramatischer Form dabei entstanden. Er hat nämlich das fertige Schauspiel, wie er selbst in der Vorrede sagt, mit vollständiger Herübernahme des Dialogs und der auf Beifallklatschen berechneten Aktchlüsse in eine Erzählung umgewandelt. Nur der geistreiche Dialog macht diese Form genießbar. So schlicht Müllers Prosa persönlich anmutet, so wenig natürlich lenkt er zuweilen seine Handlungen. Daß „Frau Dornröschen“ als Schauspiel unbrauchbar war, ist sehr begreiflich, und Müller irrte, als er glaubte, das Buch selbst werde gegen die in der Vorrede mitgetheilten Ablehnungsschreiben von Wilbrandt und Maurice sprechen. Nichts ist unerträglicher als Komödie in der Komödie; nur ein sehr starkes Talent darf sich solche verzwickte Formen erlauben. Darum ist „Frau Dornröschen“ als Schauspiel gescheitert, aber auch Fehler gegen die Folgerichtigkeit in der Charakteristik verzeiht der Leser nicht. Müllers idealer Mann widerspricht sich selbst, thut etwas für sein Wesen ganz unmögliches, und indem er aus der Rolle fällt, befremdet und langweilt er uns. „Gräfin Judith“ ist auch ein gescheitertes Drama. Judith hat ihre Nebenbuhlerin in den Verdacht gebracht, das eigne Kind gemordet zu haben. Schon ist die letzte Nacht der zum Tode verurteilten Unschuld herangenaht.

Da erwacht endlich das Gewissen Judiths. Sie beichtet dem geistlichen Bruder ihrer Nebenbuhlerin und läßt sich von einem greisen Pfarrer endlich in den Riechhof schleppen, um ihr eignes Haupt für das der Unschuldigen dem Henker zu bieten — eine gepfefferte Geschichte! Müllers Männer sind meist charakterlos, schwach oder dumm. Seine Fähigkeit, zu charakterisieren, ist eben gering. Im „Dornröschen“ sind ihm nur die Nebengestalten, die bekannte Lustspieltypen sind, gelungen: der unweiltläufige, aber treuherzige Kandidat der Theologie, der biedere, aber derbe Mann der Arbeit, der sich seines Reichthums freut, der vorlaute, aber altkluge Backfisch u. dergl. m. In „Gräfin Judith“ steht ein Motiv dem andern im Wege; wozu noch das „Pfarrer von Kirchfeld“-Motiv in diese ohnehin verwickelte Liebestragödie? In der klaren Sonderung und richtigen Gruppierung der dichterischen Motive äußert sich vor allem der künstlerische Geist. Der schuldigste Mensch in der ganzen Verwicklung, der charakterlose Grafensohn, um den sich die Frauen streiten, geht ganz ohne Sühne aus. Kurz, wir können den tüchtigen und charaktervollen Journalisten Müller nicht als Dichter anerkennen, obwohl wir gern zugestehen, daß er eine einfache Geschichte hübsch erzählen kann. In Geschichten wie dem Seemärchen, das ein Abenteuer frisch und warm mittheilt, ist Müllers Prosa auf ihrem eigentlichen Gebiete.

Der Marlitt hat man bekanntlich den Vorwurf versteckter Sinnlichkeit gemacht; ihre Romanhandlungen drehen sich meist um die spannungsvoll erregte Frage: wann werden sich dieser Mann und dieses Weib endlich besitzen! Die Marlitt ist tot, andre Meisterinnen trachten sie in der Gartenlaube nach Möglichkeit zu ersetzen, aber bekanntlich nicht mit dem gleichen Glück. Endlich sind wir in der glücklichen Lage, auf eine weibliche Feder hinweisen zu können, welche die Marlitt noch übertrumpft und die Kunst, die Sinnlichkeit salbungsvoll zu spannen, noch kräftiger und offener beherrscht, als es jemals die freundliche Einsiedlerin im Thüringerwalde hätte erreichen können. Diese Meisterin ist F(ranziska) von Kapff-Essenther, und das Musterwerk, das sie geschaffen hat, heißt pathetisch genug: Auf einsamer Höhe (Roman in vier Büchern. Sena, Costenoble, 1889).

Auf einsamer Höhe steht das herrliche und doch so seltsame Ehepaar Smelda und Odilo, die Gräfin und der Graf vom Walde. Eine merkwürdige Ehe zwischen diesen beiden Kraftmenschen! Smelda, ein illegitimes Kind ihres hocharistokratischen Geschlechtes, ist „aus Mitleid“ von Odilo geheiratet worden. Er ist der letzte Sprößling seines Geschlechtes, ihr Vetter, doch in der Fremde und in der Armut aufgewachsen. Um die Familie zu erhalten und das geliebte Enkelkind Smelda zu versorgen, hat ihr Großvater den Odilo zur Ehe mit ihr überredet, obgleich dieser schon in „freier Ehe“ mit einem schönen Wäscher mädchen lebte. Odilo aber ist ein großer Mann! Er hat eine tiefe Furche senkrecht mitten auf der Stirn und gleicht ganz dem Christus auf

Munkacsys Gemälde „Christus vor Pilatus.“ Weil er so groß ist, hat er die ungeliebte Smelda nur der äußern Form nach geheiratet, hat sie aber in der ersten Nacht allein gelassen und ist von ihr hinweg zur Geliebten geeilt. Gräfin Smelda ist ihm in der regnerischen Dunkelheit eine Stunde lang nachgelaufen und hat durchs Fenster seine Zärtlichkeit mit dem schönen Mädchen aus dem Volke beobachtet. Obwohl Odilo stets kalt, ablehnend, ja zuweilen recht grob gegen sie ist, liebt ihn Smelda dennoch sterblich. Ohne Stütze, ohne Halt wirft sie sich, um mit den Phrasen der Kapff zu reden, in den Strudel der Gesellschaft. Was sie hier trifft, ist nichts als Gemeinheit. Von allen Seiten wird sie, die alleinstehende, reiche, schöne, flotte, kecke, junge Gräfin, von den Männern mit Liebesanträgen bestürmt. Der Reihe nach versucht sie es mit vier Liebhabern, um zu erkennen, daß sie nur den einen, den unzugänglichen, den hohen, den erhabenen, den idealen Odilo wahrhaft liebe. Ach, wenn sie nur eine Nacht „seine Brust zum Kissen machen könnte!“ Lange Zeit hat sie sogar ihre physische Unschuld bewahrt, aber in einer niederträchtigen Nacht geht auch diese drauf. Unfre Spannung ist aufs äußerste gestiegen. Da endlich nähert sich der erhabne Odilo mit der tiefen, senkrechten Stirnfalte der gräßlichen Dirne, sie ist endlich wirklich so glücklich, an seiner Seite zu ruhen. In der Frühe aber überlegt sie, während Odilo ruhig weiter schläft, alle ihre Streiche und sticht sich in aller Stille mausetot, mitten durchs Herz. „Als Odilo erwachte, schien die Morgen Sonne lustig durch das offenstehende Fenster. Es war eine Leiche, die an seinem Herzen lag.“ Ende.

Ist das nicht großartig? Vierhundert Seiten lang die Erwartung auf eine Vollziehung des Ehrechten zu spannen? Was ist die Marlitt dagegen für eine Stümperin gewesen! Frau von Kapff ist das geniale Weib, das die „konventionellen Lügen“ der Menschheit ganz abstreift, die Liebe ist ihr nichts als der dämonische Geschlechtstrieb, sie haßt nichts mehr als die veralteten Idealisten, und was diese mit dem Worte Roheit zu benennen pflegten, das bewundert dieser weibliche Materialist. Und doch, Frau von Kapff eine Materialistin zu nennen, wäre auch zuviel, denn von einer solchen erwartet man doch immerhin eine einheitliche Bildung und Anschauung. Die besitzt Frau von Kapff aber nicht. Sie wirft nur mit aufgefangnen großen Worten von Schopenhauer und Byron um sich, gebärdet sich als Sittenrichterin, indem sie Motive der Ossip Schubin auffängt und mit dem Ströme der Naturalisten schwimmt. In Wahrheit ist sie selbst die größte Sünderin, denn unter dem heuchlerischen Scheine sittlicher Gesinnung besorgt sie das Geschäft, sinnlich spannende Romane zu schreiben. Wenn wenigstens eine künstlerische Form ihre Darstellung adelte, wenn diese Spannung wenigstens durch anmutig sich verzweigende Seitenpfade hervorgerufen würde! Aber nein, mit verzweifelter Eintönigkeit läßt sie ihre Heldin einen Liebhaber nach dem andern versuchen, um schließlich sie selbst fallen zu lassen.

Dieser Roman der Frau von Kapff ist charakteristisch für die Verrohung, die der Naturalismus in den Gemütern bewirkt. In idealistischen Zeiten haben schreibselige Damen von der Federgewandtheit der Frau von Kapff überströmend sentimental geschrieben. Ohne ausreichende Bildung, ohne festen Charakter fingen sie die Schlagworte ihrer Zeit auf und machten ihr verworrenes Gebräu daraus. Die Thränenseligkeit von damals will uns aber erträglicher scheinen als dieser Realismus, der nicht die leiseste Spur von Realität zeigt, sondern die Wirklichkeit nur entstellt und beschimpft.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die bedingte Verurteilung. Wie sehr die Bestrebungen, auch im deutschen Strafverfahren die bedingte Verurteilung einzuführen, die Gemüter des Volkes aufregen, dafür kann folgender Aufsatz zum Zeugnis dienen, der uns aus der Feder einer Frau (!) zugegangen ist.

In der zweiten Augustwoche hat in Brüssel die „Internationale kriminalistische Vereinigung“ getagt, und von allen Rednern wurde erklärt, „daß die bedingte Verurteilung des belgischen Rechts uneingeschränkte Zustimmung verdiene. Nach dem belgischen Gesetz vom 31. Mai 1888 kann der Richter, wenn es sich um kleinere, von bisher unbestraften Personen begangene Vergehen handelt, im Urteil bestimmen, daß die erkannte Strafe erst dann zur Vollziehung gelangen soll, wenn der Verurteilte innerhalb einer bestimmten Frist eine neue strafbare Handlung begeht. Auf diese Weise kann dem Gelegenheitsverbrecher, bei dem gegründete Aussicht auf Besserung vorhanden ist, die Schmach einer kurzen Einsperrung erspart werden, deren entfittlichende Wirkung gar manchen Verurteilten dauernd dem Verbrechen in die Arme getrieben hat.“ (Bericht der Post.)

Die Herren Redner stimmen also darin überein, daß die Verbrecher noch milder behandelt werden sollen, als es schon geschieht. Wer ein „kleineres Vergehen“ begangen hat, braucht sich nur eine bestimmte Zeit in acht zu nehmen um ganz straflos zu bleiben. Hoffentlich soll wenigstens nur einmal bei jedem Anfänger im Verbrechen diese großmütige Probe gemacht werden. Oder soll es gar allmählich dahin kommen, daß jemand aller zwei oder drei Jahre gewissermaßen frei stehen darf? Unsere deutschen Richter würden natürlich so selten die Hoffnung auf Besserung für ungegründet halten (und in Wahrheit ist sie das ja auch zum Glück wohl selten), daß jedermann ein kleineres Vergehen ungestraft begehen könnte.

Ein Schuldiger ist ohne Zweifel wirklich beklagenswert, aber ob es nicht sehr gefährlich wäre, diesen Satz noch mehr, als es ohnehin schon geschieht, ins öffentliche Recht einzuführen und immer mehr auf schwere Unkosten der ehrlichen Leute den Verbrecher auch vor Gericht vorzugsweise als Gegenstand des Mitleids statt des Unwillens anzusehen? Hat die kurze Freiheitsstrafe einen ent-